Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

220 (22.9.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Hochzeit auf dem Lande

Von Ilse Schäte.

Haben Sie schon mal eine Hochzeit auf dem Lande mitgemacht? Das ist interessant! Meine Freundin Karen hat mich neulich mitgeschleppt, weil sie es allein unter der Familie nicht ausgehalten hätte. Mich interessierte das, und darum ging ich mit. Als ich für diese ländliche Reise ein bescheidenes Waschkleid aus dem Schrank holte, sagte Karen in ihrer burschikosen Art: „Alleweil hats dich! Was fällt dir ein? Du mußt dein allerbestes Abendkleid mitnehmen. Was meinst du, die Familie will doch mit dem „Staat" ihrer Gäste alles andere übertreffen und nachmittags müssen wir durch das Dorf Parade laufen!" Ich packte also für diese Modenschau mein allerbestes ein.

Frühmorgens um neun kamen wir an. Alle anderen Gäste waren schon da, und ich wurde vorgestellt. Namen, Titel, Würden — — mir wurde ganz schwach: ein Bilderbuch von George Grosz! Dann erschien der Bräutigam. Eine mitleiderregende Figur unter dem Kreuzfeuer nicht mißverstehender Fragen und Anspielungen. Onkel Ernst als scheinbar Aeltester nahm großen Anlauf zu einer kleinen Rede. „Also, mein Lieber, ich glaube, ich spreche im Namen von uns allen, wenn ich dir sage: wir freuen uns, daß du dich bis jetzt gut gehalten hast und wünschen — na ja, also machs gut im Ehestand! Hier die Uhr ist von mir, drei Jahre Garantie, ich habe mich nicht lumpen lassen!"

Wir folgten Onkel Ernsts Beispiel und breiteten unsere Geschenke auf einem Tisch aus. Dann gab es Frühstück. Ein Gewirr von Händen griff gierig nach den Platten mit kaltem Braten, Aufschnitt, Eiern, Käse und nach dem Wein. Die Männer hatten auf einmal keine Zeit mehr zum Reden, nur die Frauen tuschelten: „Hast du gesehen" — hörte ich Tante Else sagen — „Agnes hat sich am schäbigsten gezeigt! Ein Buch! Was ist schon ein Buch? Und das hat sie natürlich noch aus dem Verlag, wo ihr Bruder ist. Sicher haben Sies umsonst erstanden!" „Paul seine Manschettenknöpfe sind noch von Erwin", sagte Irma, der hat voriges Jahr zur Konfirmation von zwei Seiten welche bekommen, ich kenne sie wieder!" „Achtzig Eier wollen die verbacken haben", ließ sich Tante Else von neuem vernehmen," und dabei klagen sie immer, daß das Geschäft so schlecht ginge . . ."

Ich dachte an Hans Reimann: das ins Sächsische übersetzt!

Als Onkel Ernst den untersten Westenknopf aufmachte, zum Zeichen, daß er für die nächste Stunde satt sei, sagte Tante Irma: „Es wird höchste Zeit für die Kirche!"

Ich stupste Karen: „Du, in die Kirche gehe ich aber nicht mit, vielleicht kann ich in der Zeit hier etwas helfen?"

Onkel Ernst hatte was läuten hören: „Wie bitte, mein Fräulein, Sie verabscheuen den Gottesdienst, noch dazu an solch einem Tage? Ich würde mich aber doch genieren, so etwas vor den Kindern zu sagen. Eine Kirche, mein Fräulein, ist das Rückgrat des Menschen. Bleibe fromm und halte dich recht, das war immer mein Lebensspruch, jawohl!"

Ich ergab mich, denn ich wollte nicht den Anschein erwecken, als sei ich etwa des Essens wegen gekommen, obwohl ich das von Onkel Ernst viel eher vermutete . . .

Also zogen wir in die Kirche.

„Gib aber nicht wieder einen Fuffziger!" hörte ich Onkel Ernst zu Tante Else sagen," ein Groschen tuts auch!"

„Ich gedenke überhaupt nicht, eine Sache zu unterstützen, die ich nicht anerkenne!" wagte ich laut werden zu lassen.

„Heißt das, daß Sie nichts zu geben gedenken?" grollte die Stimme von Onkel Ernst.

„Allerdings!"

„Nun, dann bitte ich Sie, wenigstens so zu tun, als ob — halten Sie die Hand über die Büchse, damit Sie uns nicht blamieren, denn man kennt uns hier in so einem kleinen Nest, wollen Sie so freundlich sein und darauf Rücksicht nehmen!"

Die Kirche war schön geschmückt. Das Brautpaar war blaß und aufgeregt. Die Schulkinder, die singen mußten, froren in ihren leichten Kleidchen. Der Pfarrer predigt von Pflichterfüllung, und daß man seine Arbeit mit innerer Freude tun müsse. Onkel Ernst nickte Beifall und flüsterte Onkel Paul zu:

„Du, denk doch dran, daß wir Brunner Bescheid sagen. Ich gehe morgen nicht ins Geschäft, nach so einem Tag ist man immer ganz kaputt! Die sollen ihren Saftladen alleine machen!"

Der Pastor kam in seiner Predigt auf die Ungläubigen zu sprechen und auf deren Aeußerung: Religion sei Opium für das Volk. Agnes schluchzte herzzerbrechend. Onkel Ernst schien sich in einem Dämmerzustand zu befinden, er hatte die Augen geschlossen. Eine kleine Fünfjährige in unserer Reihe faßte ein menschliches Rühren, ich nahm sie an der Hand — und hatte einen Grund, die Kirche zu verlassen.

Als alle heimkamen, fühlte ich, daß Onkel Ernst mir ernstlich feind war. Wir setzten uns zu Tisch und blieben geschlagene drei Stunden sitzen. Es gab unheimlich viel zu essen und reichlich Wein.

„Merk dirs für deine Hochzeit, Agnes," sagte Tante Else, „die Pausen zwischen den einzelnen Gängen dürfen nicht so lang sein!"

„Ich will gern ein wenig das Klavier bearbeiten!" meinte Karen, und sie spielte eine Phantasie aus dem „Evangelimann". Sie spielte gut, aber Onkel Ernst meinte, das Grammophon würde weit besser für die richtige Stimmung sorgen, und er machte sich selber an die Auswahl der Platten. Viel Wein und die modernsten Schlager brachten es dann wirklich zur „Stimmung" . . . Onkel Ernst hatte eine seiner jüngeren Verwandten auf dem Schoß und streichelte und küßte sie. Agnes lehnte ihren Kopf zärtlich an ihres zukünftigen Bräutigams Schulter, und Hans wollte Karen in die Beine kneifen, wobei er aber mit dem Kopf an die Tischkante stieß und sich dadurch eine Ohrfeige ersparte.

„Ich würde mich eigentlich ein bißchen vor den Kindern genieren" sagte ich so laut zu Karen, daß Onkel Ernst es hören mußte. Er warf mir einen grimmigen Blick zu. Als wir Frauen einen Spaziergang durch das Dorf gemacht hatten, und zurückkamen, fanden wir Onkel Ernst reichlich angetrunken auf dem Sofa liegen, Onkel Paul war draußen und übergab sich, Hans saß rücklings auf einem Stuhle und rauchte, aß und trank durcheinander.

Da kam der Pastor zur üblichen Gratulation. Onkel Ernst versuchte Haltung: „Ihre Predigt, Herr Pastor, war sehr — eh — sehr schön. Ich bin — eh — ganz Ihrer Meinung. Die Religion ist — eh — eh — wie sagten, ja, — eh — Morphium. Auch ich werde immer müde davon!" Der „allgütige" Pfarrer unterdrückte ein Lächeln. Nach diesem Mißgriff wagte sich niemand mehr heran. Also übernahmen Karen und ich die Unterhaltung. Der Pfarrer war mir trotz seines Berufes weitaus sympathischer als die frömmelnde Sippschaft. Wir schieden als Gegner, die sich schätzen. Doktor Hans, der auch ab und zu einen Brocken in die Unterhaltung geworfen hatte, führte sie mit uns fort, als der Pfarrer gegangen war. Das wurmte Onkel Ernst. „Na, kleiner Doktor, mach dich nicht so mausig, du gehörst auch zur Familie und bist nichts besseres als ich!"

„Hab ich auch nie behauptet!"

„Aber eingebildet bist du, Laffe!"

„Was hast du gesagt?"

„Lauseiunge, hab ich gesagt!" brüllte Onkel Ernst.

„Nimm das zurück!" schrie Hans wieder.

„Deine Schulden soll ich bezahlen, ich bin doch nicht verrückt, deine Weiber geben mich nichts an!"

„So eine Verleumdung!" tobte Hans gegen Onkel Ernst.

Der gab ihm eine Ohrfeige, Gläser wurden umgeworfen, Krach, Geschrei . . .

Die Frauen vermittelten. Um acht saßen wir wieder alle friedlich beim Nachtessen. Es gab sechs Gänge.

Onkel Ernst (wieder etwas nüchtern) knabberte am Schenkel eines Huhns und sagte zu mir gewandt: „So etwas versteht ihr modernen Kirls (Girls) nicht, daß es etwas Eigenes ist um eine Familie und etwas Herrliches um die Tradition."

. . . . . .

Als wir um elf Uhr wieder in der Großstadt landeten, zogen wir die Luft ein, wie man es sonst mit solcher Inbrunst nur auf dem Lande tut.

Das heimliche Genf

Genf, Mitte September 1930.

Jetzt feiert der Völkerbund seinen zehnten Geburtstag. Hätte man vor 11 Jahren einen Zeitungsberichterstatter nach Genf geschickt, er hätte von dem Genf reden müssen, das auch heute noch neben dem Völkerbund und dem Internationalen Arbeitsamt existiert, vom w a h r e n Genf, von der Stadt, die der völligen Vergessenheit anheimfällt, von ihren sozialen Kämpfen und von ihrer stark von Frankreich beeinflußten geistigen Atmosphäre.

Genf, — das bedeutet heutzutage in der Zeitungswelt: Völkerbund. Genf, das ist heute eine Briandrede vor der Völkerbundsversammlung, ein Stresemann-Andenken im Hotel Metropol oder ein Bericht über eine Versammlung einer der 60 internationalen Vereine, die sich in Genf in den letzten Jahren niedergelassen haben.

Der Völkerbund und das Internationale Arbeitsamt mit ihren tausend Beamten werden heute in der Welt mehr beachtet als die 120 000 Einwohner der Stadt, als die 150 000 Bewohner, die Genf mit seinen Vororten zählt. Nichts weiß man mehr von ihnen. Keiner denkt an sie zurück. Keiner wagt sich auch nur einmal flüchtig zu ihnen. Immer wieder spielt sich das Genfer Leben für die hohen Diplomaten in einigen wenigen Hauptstraßen ab oder auf der langen Brücke, und dann ist es aus. Man trifft auch zu Schritt und Tritt soviele Bekannte, daß man selbst dann in Genf nicht weiter eindringen könnte, wenn man die Absicht hätte.

Die Genfer Bevölkerung besteht aus 60 000 Altgenfern, 68 000 Schweizern anderer Kantone, 19 000 Franzosen, 13 000 Italienern und 9 000 Angehörigen anderer Nationen. Die in Genf ansässigen F r a n z o s e n stammen meist aus dem unmittelbaren französischen Grenzgebiet. In Genf herrscht das französische Element vor. In manchen großen Läden sind die Waren sogar überhaupt nur mit französischen Franken ausgezeichnet. Das französische Konsulat in Genf ist eine Macht.

Genf hat in Bezug auf die Wohnungsverhältnisse f u r c h t b a r Stadtteile. Am Rhone-Ufer, längs jenseits des offiziellen Viertels, stehen zum Beispiel so ein paar abreißreife Häuser. Etwa 400 G o l d f r a n k e n p r o J a h r m u ß d e r A r b e i t e r für ein e i n z i g e s Z i m m e r a n l e g e n. Zwei Zimmer mit Küche kosten etwa 1300 Goldfranken pro Jahr (ungefähr 1200 Mark). Ein Viertel seines Lohnes geht auf die Miete hin, das ist weit mehr als in Frankreich.

Genf ist Stadt und Kanton. Der Kanton wird von einem Großen Rat verwaltet, der hundert Abgeordnete zählt. Der Staatsrat von 7 Mitgliedern leitet den Kanton. Der Stadtrat hat 41 Stadtverordnete, der Stadt-Verwaltungsrat 5 Mitglieder, deren Vorsitzender als Bürgermeister v o n G e n f gelten kann. Genf hat fünf Parteien, die Demokratisch-Konservative, die Radikale Partei und die Sozialistische. Der Unterschied zwischen den verschiedenen bürgerlichen Parteien verwischt immer mehr. Die Radikale Partei, die etwa den englischen Liberalen oder den französischen Radikalen, die also auch den versunkenen deutschen Demokraten entspricht, wird auch hier immer winziger. Die „G e n f e r S o z i a l i s t i s c h e P a r t e i" — so ist ihr offizieller Name — hat 32 Abgeordnete im Großen Rat und ein Mitglied im Staatsrat des Kantons. Sie hat ferner 15 Stadtverordnete im Stadtparlament. Sie hat 1300 Mitglieder, und 6000 Genfer Arbeiter sind in den Gewerkschaften organisiert. Leider bekämpft die Genfer sozialistische Tageszeitung „Le Travail" („Die Arbeit") den Völkerbund prinzipiell mit solcher Heftigkeit, daß diese Zeitung in den Völkerbundskreisen überhaupt nicht beachtet wird. Welch ungeheure Bedeutung könnte der Sozialismus für den Völkerbund bekommen, welchen mächtigen Einfluß würde er auf die Völkerbundsbeschlüsse nehmen können, wenn es in Genf eine sozialistische Tageszeitung gäbe, die an der Weiterentwicklung des Völkerbundes in unserem Sinne einen regen Anteil nehmen würde! Gerade die wenigen Sozialisten, die es in den Völkerbundsdelegationen gibt, empfinden diesen Mangel an einer sozialistischen Völkerbundspresse in Genf außerordentlich stark. Man mag zum Völkerbund stehen wie man will, aber es muß diese sonderbare Lage rein tatsächlich einmäßig einmal offen erwähnt werden.

Kurt L e n e

Witz und Humor

Der denkende Peter. Peter ist acht Jahre alt, schlau, aufgeweckt und mit allen Schulweisheiten seines Alters ausgestattet. Ist er dem Peter-Begriff alle Ehre.

Peters Vater ist Architekt. Seit einiger Zeit war er mit Vorzeichnungen für einen Naturfriedhof beschäftigt. Das Gelände hat Grundwasser, das abgeleitet werden muß.

„Heute bin ich mit der Kanalisation des Friedhofes fertig geworden" sagte er eines Abends zu seiner Frau. Peter horchte auf und besann sich dann so intensiv, daß es auch auf eine weitere Entfernung als eine Tischlänge, sichtbar gewesen wäre. Deshalb fragte ihn sein Vater:

„Peter, was denkst?"

„Viel, aber es ist so komisch" gab Peter zur Antwort.

„Nanu! Was kommt dir denn komisch vor?"

„Ich versteh nicht, daß du in einen Friedhof eine Kanalisation baust. Brauchen denn die Toten auch ein WC?"

Abgewinkt. Sie war dick und über vierzig, aber flirtete sehr gerne. Der junge Mann, den sie mit Beschlag belegt hatte, suchte nach allen möglichen Entschuldigungen, um von ihr loszukommen. Endlich murmelte er: „Erinnern Sie sich an den Jungen, der Sie in der Schule immer unter dem Kinn kitzelte?"

„Ach, das waren Sie!" rief sie überschwenglich.

„O, nein", meint er sanft, „D a s w a r m e i n V a t e r."

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Nack

Copyright 1930 bn Ernst Oldenburg, Leipzig.

24 (Nachdruck verboten.)

Moon überflog nun von neuem das Bleistiftgekritzel.

Es zeigte die typische ausgeschriebene Handschrift eines Gelehrten mit unten abgerundeten Bogen der Buchstaben. Die Graphologie hat dafür die Bezeichnung Girlandenschrift.

Jetzt, da er schärfer nachprüfte, fand er dazwischen einige Buchstaben, die oben abgerundet waren; oft nur den Ansatz zu solcher Arkadenschrift verrieten, dann aber wieder geflissentlich ins Gegenteil umschwenkten.

Das schienen Moon Gegensätze divergierender Schriftcharaktere, die sich nicht zusammenreimen ließen.

Nachdenklich gab er schließlich Zettel und Faksimile an Frau Perraud zurück.

„Ja", sagte er und es klang überzeugt, „Sie haben recht. Es ist die — gleiche Unterschrift!"

Dann empfahl er sich.

Seine Mission schien beendet.

Im Café du Commerce herrschte stetes Kommen und Gehen.

Ohne abzulegen setzten sich die Gäste — wie im Vorübergehen — auf ein-zwei Minuten nieder. Es stand ihnen nicht einmal dafür, den Hut abzunehmen, während sie in Eile ein Glas Kaffee, Bier oder Wein in sich hineinschütteten.

Die Kaffeehäuser sind hier ungemütlich, konstatierte Ralph Moon. So ein französischer Cafetier wäre empört, wenn man ihm zumuten würde, er solle für einen Schwarzen seine Gäste stundenlang mit den Zeitschriften aller Länder versorgen, wie es die seßhaften Kaffeehausbesucher in Deutschland und Oesterreich verlangen, die an ihrem reservierten Tisch Stöße von Zeitungen verschlingen, ein frisches Wasser nach dem anderen verlangen und die Streichhölzer des Wirtes aufbrauchen.

Ralph Moon liebte es, im Kaffeehaus zu sitzen, durch das verschwimmende Kaleidoskop der Scheiben auf die Straße zu schauen und seinen Gedanken nachzugehen.

Er hielt das für eine durchaus anständige Beschäftigung.

Nachdenken ist keine Faulenzerei, ist eine ernste Tätigkeit.

Und da gab es heute so manches, über das er nachzugrübeln für wert fand.

Vor allem wollte es ihm nicht in den Kopf, daß die beiden Namenszüge „Henri" mit so mathematischer Genauigkeit übereinstimmen sollten.

Das gab es nicht!

Wenn ein Mensch selbst mit der ausgeschriebensten Handschrift seinen Namen auch viele tausendmal niedersetzen würde, fänden sich darunter keine zwei absolut gleichen Signaturen, wie auch der Botaniker auf einem Baume vergebens zwei völlig gleiche Blätter suchen würde!

Schließlich — was ging es ihn an? Sein Auftrag lief nicht mehr weiter.

Aber er wäre nicht der passionierte Kriminalist gewesen, mit Leib und Seele bei seinem Beruf, wenn es ihn gleichgültig gelassen hätte, ob sich hinter dem Verschwinden, dem Selbstmorde Perrauds nicht doch noch ein Geheimnis verbarg. —

Im Café du Commerce mußten sich die Gäste hübsch selbst mit Lektüre versorgen. So machte denn der Camelot, der sich durch die Tischreihen wand und gellend seine Mittagsblätter ausrief, gute Geschäfte.

Auch Moon kaufte eine Zeitung.

Ueber die erste Seite streckte sich per extensum eine fette Ueberschrift.

Das Rätsel von St. Pierre aufgeklärt?

Und ein Untertitel verkündete den Ruhm des ehrgeizigen Polizeikommissars: Ein Meisterstück Roger Fabres.

Gleichzeitig mit Moon las es die ganze Stadt, las es gewiß auch mit hochklopfendem Herzen ein schlankes braunes Mädel, las, wie tapfer der junge, hochbegabte Kommissar in die Höhle des Verbrechers eingedrungen sei und Jacques Randoux dingfest gemacht habe.

Der Journalist hatte nicht verfehlt, den erfolgreichen Kommissar gehörig auszufragen; nun brachte das Blatt in schreiender Aufmachung dieses Interview, in dem die bestimmte Vermutung ausgesprochen war, daß mit der Verhaftung Randoux' der Mörder unschädlich gemacht sei, der seinen Opfern die Köpfe abgeschnitten und ganz Marseille in Schrecken versetzt hatte. —

In seinem Büro nahm indessen Roger Fabre strahlend die Glückwünsche seiner Kollegen entgegen, die ihm mit süß-saurem Lächeln entgegengebracht wurden.

Er sonnte sich nach den bitteren Demütigungen, die ihm die anfänglichen Mißerfolge eingetragen hatten, in seinem Ruhm, wie das nur optimistische Jugend vermag und wehrte bloß ganz pro forma mit leuchtenden Augen ab: „Une bagatelle! Une bagatelle!"

Was verschlug es ihm, daß er vorläufig noch nicht herausbrachte, von wem der Fingerabdruck auf Louis Leiche stammte, daß der freche Jacques hartnäckig leugnete, seinen Komplizen abgemordet zu haben? Daß er ferner an der haarsträubenden Erklärung festhielt, das Medaillon zufällig — irgendwo, er wisse nicht mehr wo — gefunden zu haben?

Seitdem die Welt bestand, war keine fadenscheinigere Ausrede erdacht worden.

Er würde dem verstockten Sünder das Geständnis schon entreißen, er, der Held des Tages!

Hier stand es, schwarz auf weiß gedruckt — und Gedrucktes, bekanntlich lautere Wahrheit! — „Ein Meisterstück Roger Fabres".

Von der gütigen Mitwirkung Luciennes aber stand nichts in dem Bericht. Mit keinem Worte war ihr großes Verdienst an der Aufspürung Randoux erwähnt.

Der Kommissar hatte die Bitte der Denunziantin, ihren Namen nicht an die große Glocke zu hängen getreulich erfüllt.

Und es wäre eine Lüge zu behaupten, daß ihm das schwer gefallen sei.

*

Das Mittagsblatt tischte seinen Lesern noch eine zweite Sensation auf — den Selbstmord Perrauds. Nach der kurzen Meldung der Tatsache folgte, durch ein Sternchen abgeteilt, ein langatmiger Nachruf. Der war sicher schon seit dem Verschwinden des Professors vorbereitet und ausgesetzt, sonst hätte die Würdigung der Person des Selbstmörders nicht so ausführlich ausgefallen können.

„. . . In Henri Perraud verliert die französische Wissenschaft einen ihrer prominentesten Vertreter. Namentlich auf dem Gebiete der Vivisektion hat er Hervorragendes geleistet und seine aufsehenerregenden Tierversuche und experimentellen Entdeckungen haben seinen Ruf weit über die Grenzen unseres Landes getragen . . ."

Moon las den Artikel ohne besondere Teilnahme; die wissenschaftlichen Verdienste des Professors ließen ihn ziemlich gleichgültig.

(Fortsetzung folgt.)